

Credo!

Autor(en): **Fueter, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Credo!

von Karl Fueter

Der Titel stammt nicht von uns. **K a r l B a r t h**, den wir mit Stolz und Dankbarkeit nicht nur wegen seines schweizerischen Bürgerbriefes, sondern neuerdings auf Grund seiner Basler Lehrtätigkeit den Unsern nennen dürfen, setzte ihn über sein neuestes Buch,¹ das die sechzehn Vorlesungen enthält, die er im Februar und März 1935 an der Universität Utrecht hielt. Er will darin sicherlich nicht nur Theologen, sondern die weiteren Kreise der Gebildeten in «Die Hauptprobleme der Dogmatik» einführen und zwar «im Anschluß an das Apostolische Glaubensbekenntnis». Dieses stammt zwar trotz seinem Namen nicht von Jesu Aposteln, geht aber auf ein schon um 200 n. Chr. bekanntes Symbol zurück, das seinerseits wiederum auf frühere Grundlagen hinweist. Es bildet das offizielle Glaubensbekenntnis der römischen Kirche und ist von der Reformation übernommen worden und zu ökumenischer Bedeutung gelangt; es ist das grundlegende Bekenntnis des gemeinchristlichen Glaubens.

Barths «Credo» ist ein erstaunliches Buch! Allerdings nicht für den Verfasser selbst. Es liegt genau in der Richtung seiner früheren Publikationen. Eine Folgerichtigkeit ohnegleichen kommt darin zum Ausdruck, seit einmal der Ausgangspunkt gewonnen wurde. Weder allgemeine Zeitereignisse noch persönliche Erlebnisse beirren Barth. Auch hier führt er ins Zentrum in der Form konsequenter «dialektischer Theologie». Wir erhalten sozusagen «echtsten Barth»!

Aber für uns und die Welt ist dieses Buch erstaunlich. Wer nach Alter und Erziehung mit den Wurzeln seines Wesens ins neunzehnte Jahrhundert hineinreicht, konstatiert eine unerhörte Wendung der Dinge. Die geistige Lage, die ein derartiges Buch heute für Verfasser und Leser möglich macht, ja zu einem Ereignis werden läßt, muß sich völlig verändert haben.

¹ **K a r l B a r t h**: Credo. Die Hauptprobleme der Dogmatik, dargestellt im Anschluß an das Apostolische Glaubensbekenntnis. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Universität Utrecht im Februar und März 1935. Zweite Auflage. München 1935. Chr. Kaiser Verlag. 174 S.

Vor etwas mehr als sechs Jahrzehnten wurden unsere Schweizer Kirchen durch die schweren Kämpfe der sogenannten «Reform» erschüttert. Die kirchlich-freisinnige Richtung rang um ihr Existenzrecht in der Kirche; das bedingte die Abschaffung des verpflichtenden Glaubensbekenntnisses, und zwar eben des «Apostolikums», das Barth seinen Utrechter Vorlesungen zugrunde legt. Weder bei einer Ordination, noch bei einer Taufe sollten Pfarrer und Gemeinde darauf gleichsam vereidigt werden. Der Kampf endete mit einem völligen Sieg der Linken. In Neuenburg machten die Orthodoxen unter Leitung des Theologen *F r é d é r i c G o d e t* (1812—1900) eine Sezession und gründeten die *Eglise indépendante*; sie konnten den Gedanken einer «Kirche», die beide Parteien umfaßte, nicht ertragen. In den andern Kantonen vermied man die Trennung — die Freikirchen in Genf und in der Waadt gingen auf frühere Zeiten zurück. Die sogenannten «Positiven» wahrten sich das Recht, das Glaubensbekenntnis wie bisher zu verwenden; die «Reformer» erhielten die Freiheit, es stillschweigend zu übergehen oder durch elastischere Formen zu ersetzen. Aber man blieb beieinander und war darüber froh. Auch auf positiver Seite schätzten die jüngern Generationen die Möglichkeit, das apostolische Glaubensbekenntnis zurückzustellen, sei es, daß sie dessen Verständnis oder Anerkennung bei den Gemeindegliedern vermißten, sei es, daß sie selbst in ihrer theologischen Entwicklung noch nicht abgeschlossen waren und gegenüber bestimmten Formulierungen des Bekenntnisses Bedenken trugen. Um die Jahrhundertwende beurteilte man die dogmatische Freiheit unserer Kirchen um der Wahrhaftigkeit willen allgemein als einen Vorteil.

Nördlich des Rheins blickte man sogar mit Neid auf die Schweiz. In Deutschland entbrannte in den neunziger Jahren ein heftiger Streit um das Apostolikum. Die dortigen Kirchen hatten die strenge Lehrverpflichtung von früher beibehalten. Eine Auflehnung zu Berlin 1871 brachte nur vorübergehende Aufregung und führte zu keiner grundsätzlichen Neuordnung. Das apostolische Glaubensbekenntnis wurde nicht nur bei der Ordination sowie bei Taufe und Konfirmation verwendet, sondern kam jeden Sonntag im Gottesdienst zur Verlesung. Aber es war ein offenes Geheimnis, daß viele Pfarrer einzelne Stellen im stillen umdeuteten. Andere halfen sich mit einer Abschwächung der Einleitungsworte; statt vorschriftsgemäß «Lasset uns in Einmütigkeit des Glaubens mit der gesamten Christenheit bekennen», sagten sie: «Wir bekennen unsern christlichen Glauben mit den Worten der

Väter»! Ein Skandal entstand, als im Jahr 1892 Christoph Schrempf als Pfarrer der württembergischen Kirche sich weigerte, das Apostolikum zu verlesen, trotzdem es in seiner Kirche nur bei der Taufe gebraucht wurde. Adolf Harnack gab den Studenten, die ihn hierüber um Rat frugen, eine gewundene Auskunft: ein Bekenntnis sei stets unvollkommen, gewisse Stellen könnten umgedeutet werden, andere müßten allerdings einen geschichtlich gebildeten modernen Christen stoßen. Aus dem konservativen Lager erfolgte ein Sturm von Gegenerklärungen. Der preußische Oberkirchenrat trat für unverminderte Geltung des Bekenntnisses ein. Die «Freunde der Christlichen Welt» in Eisenach stellten sich auf Harnacks Seite. Christoph Schrempf wurde abgesetzt. Er war nicht der einzige Pfarrer, der aus dem Amt scheiden mußte.

Zu einer grundsätzlichen Klärung kam es nicht, wohl aber zu einer bleibenden Beunruhigung. Wir sehen im zwangsweisen Gebrauch des Bekenntnisses einen Hauptgrund für das Mißtrauen, das sich damals in Deutschland immer weiter ausbreitete und das sich in den Vorwurf kleidete, daß die Pfarrer selber nicht glaubten, was sie lehrten. Die protestantische Kirche litt dadurch schweren Schaden. Die Pfarrer standen unter Zwang; das große Publikum traute bald weder den einen noch den andern. Die Erschütterung dauerte an, weil in der Folgezeit neue «Fälle» von «Unglauben» eintraten (Fall Jatho und G. Traub 1911/12). Wir schweizerischen Zuschauer waren in unseren Empfindungen geteilt. Die Ehrlichkeit und der Mut derer, die offen das Bekenntnis ablehnten, standen uns höher als die Kompromißerei vieler, die scheinbar korrekt lehrten und unangefochten im Amt blieben, und doch konnten wir uns an der negativen Einstellung der Freiheitsstreiter nicht freuen. Die Dankbarkeit dafür, daß bei uns die innere Entwicklung auch des Pfarrers nicht vorzeitig durch ein offizielles Bekenntnis abgestempelt und festgelegt wird und daß kein äußerer Zwang irgendwie zur Unehrllichkeit verführt, ließ zwischen den Richtungen, die nach wie vor dogmatisch getrennt blieben, einen versöhnlichen Geist aufkommen.

Das liegt nur wenige Jahrzehnte zurück. Aber 1914 brach der Weltkrieg aus. Dies Erleben war so aufwühlend und erschütternd, daß die Zeit vorher weit zurückgedrängt erscheint. Vor allem der jüngern Generation liegt sie ganz fern. Unter unsern Dreißig- und Vierzigjährigen weiß niemand etwas von jenen Streitigkeiten um das Apostolikum. Wie viele unter uns kennen es überhaupt? Die Freiheit ist so

selbstverständlich geworden, daß man nicht einmal mehr ahnt, worauf man einst verpflichtet wurde! Und nun kommt Karl Barth und legt seinen «Hauptproblemen der Dogmatik» mit größter Selbstverständlichkeit das Apostolikum zugrunde!

Im Jahre 1926 ließ der Genfer Pfarrer und Professor *Georges Berguer* zwölf Betrachtungen über das apostolische Glaubensbekenntnis erscheinen.¹ Es war nicht nur ein kühnes, sondern auch ein vereinzelttes Unternehmen, nachdem der gleiche Verfasser wenige Jahre vorher ein psychologisch-psychanalytisches «Leben Jesu» in Druck gegeben hatte. Der Ton dieser Meditationen, die vor einer ländlichen Zuhörerschaft gesprochen wurden, war sehr zurückhaltend, fast entschuldigend. Unausgesprochen steht das Ganze unter der Frage, ob und wie weit die Bekenntnisformulierungen einer fernen Vergangenheit für den heutigen Menschen noch Wert haben können. Der «Professor» Berguer möchte gleichsam dem «Pfarrer» Berguer nachweisen, daß die Verbindung mit der Vergangenheit nicht abgebrochen ist. Mit einigen Einschränkungen und Umdeutungen und mit einer sorgfältigen Unterscheidung zum Beispiel der «*vérité historique*» und der «*vérité spirituelle*» kann man sich noch dazu bekennen. Es überwiegt doch der Eindruck, daß wir andere Menschen einer andern Zeit sind: «*Si, en regardant en face les obstacles qui nous séparent du passé, nous en abattons la menace, la communion avec ce passé redeviendra possible et forte, et le spectacle de la continuité de la foi chrétienne à travers les siècles sera de nouveau pour nous un motif de joie et d'édification*» (S. VI).

Bei Barth sucht man vergeblich nach derartigen schüchternen Versuchen, dem modernen Menschen die Vergangenheit mundgerecht zu machen. Auch er kennt Schranken des Bekenntnisses (und der Dogmatik) und nennt deren drei; aber sie liegen ganz wo anders. Die Sakramente erinnern an die Grenze, die dem erklärenden Wort vor Gottes Unbegreiflichkeit gesetzt bleibt. Das menschliche Leben in seiner Unvollkommenheit trübt auch die Glaubensaussagen, und gegenüber der Ewigkeit ist all unser Wissen Stückwerk (S. 11 f). Aber gerade die Aufzählung solcher Schranken läßt den veränderten Ton erklingen, der einer völlig veränderten Situation entspricht. Diese Veränderung aber ist Karl Barths Werk!

¹ *Georges Berguer: Quatorze méditations sur le Symbole des Apôtres. Genève 1926. Librairie Henri Robert. VII und 177 S.*

Er selbst gehört nicht zu jener jüngern Kriegs- und Nachkriegsgeneration. In der Fragebeantwortung, die als hochinteressanter Anhang von vierundzwanzig Seiten den Vorlesungen beigegeben ist, erklärt er selbst in der ihm eigenen ironisierenden Art: «Ich bin auch einmal liberal gewesen und kenne den Zauber!» (S. 157). Er hat sich demnach in innern Kämpfen vom Alten zum Neuem durchgerungen. Seine heutige Position ist erstritten — im Unterschied mancher seiner Schüler, denen die Wiederholung dialektischer Thesen oft nur allzu leicht fallen will! Darum hat Barth wohl auch gern die Überschrift «Credo» in ihrer Mehrdeutigkeit gewählt. Sie kann als Hauptwort und damit ganz objektiv als «Das Bekenntnis» (nämlich der christlichen Kirche) verstanden werden. Sie kann als Tätigkeitswort ein subjektiv betontes Bekennen ausdrücken: «Seht hier mein Bekenntnis! Ich bekenne, ich bekenne laut vor aller Welt!»

Barths Schrift wird irritierte, wollüstige und ergriffene Leser finden. Ärgern müssen sich jene, die in der Überwindung des Bekenntnisses einen Fortschritt preisen und nun sehen müssen, daß ihre Ansicht nicht einmal eines Angriffs gewürdigt, sondern überhaupt ignoriert wird. Einen sinnlichen Genuß mag der literarische Ästhet finden. Er gibt sich der Lektüre hin wie ein musikalischer Freidenker die große Messe von Johann Sebastian Bach anhört. Der wundervolle Aufbau, die kühnen, stets wieder herrlich ineinandergreifenden Linien, der überwältigende Wechsel von Furioso und Pastorale, von «Dies irae» und «Agnus Dei», von eindringender Untermalung und scheuer Anbetung des Mysteriums befriedigen sein Gemüt und genügen seiner nachfühlenden Sensibilität. Der Wahrheitsgehalt des Textes wird gar nicht in Betracht gezogen! Barth wollte jedenfalls für eine dritte Kategorie schreiben, für Leser, die sich ergreifen lassen und gerade in (oder gelegentlich trotz?) der dialektischen Form Antwort auf ihre tiefsten Anliegen finden möchten.

Unsere Absicht war, sein «Credo» vorerst als Ganzes in die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge zu stellen, damit der Leser in Widerspruch, in Zustimmung oder im Wechsel von beidem das Außerordentliche dieses grandiosen Wurfes erkenne.